btb

Charlotte Runcie

WIE SALZ AUF DER ZUNGE

Frauen und das Meer

Charlotte Runcie

WIE SALZ AUF DER ZUNGE

Frauen und das Meer

Aus dem Englischen von Mechthild Barth

btb

Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
»Salt on Your Tongue« by Canongate Books Ltd, Edinburgh.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage
Deutsche Erstausgabe Juli 2020
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Copyright © 2019 by Charlotte Runcie
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2020
by btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Covergestaltung: semper smile, München
Covermotiv: © Private Collection / Bridgeman Images
Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck
MK · Herstellung: sc
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-71968-6

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/btbverlag

Für B.

Durchs Meer ging dein Weg, und dein Pfad durch große Wasser, und deine Spuren waren nicht zu erkennen.

– *Psalm 77,19*

INHALTSVERZEICHNIS

I ALKYONE

Der Polarstern 15
Hinaus, hinaus 21
Trankopfer 30
Mund 34
The Maid on the Shore 39
Seemannslieder 47
Worm's Head 55

II TAYGETE

Tauchgang 65
Kreaturen der Tiefe 73
Ein Fisch in menschlicher Gestalt 87
Ein bitterer Trank 92
Die Zöpfe des schönen Mädchens 104
Meerglas 108

III KELAINO
Das Meer holt sich seine Toten 115
Ein Nebelmadrigal 125
Auf Wasser Laufen 137
Stella Maris 148
Drownded – Ertrunken 155
Kleine Schnecke 163
Muschelseide 168

IV MAIA
Wie man einen Orkan überlebt 177
Die Harmonie eines Sturms 182
Die silberne Straße 189
Der Albatros und nicht das Ross 197
Bitte festhalten 203
Instrumente 207
Warum das Meer Salz ist 213
Fischweiber und Muschelfrauen 223
Der Leuchtturm 233
Der Adler mit dem Sonnenauge 245

V MEROPE
Die Gezeitenuhr 253
Seekrank 260
Der Saal der Feen 266
Gegen den Felsen 277
Stormalong 284
Kerzen 288

VI ELEKTRA
Dem Meer entsprungen 299
Untiefen 305
Die Welle 310
Catterline in Winter 315
Flut 319
Seesterne 330
Ein gemalter Ozean 333
Leuchten 337

VII ASTEROPE
My Love is a Deep Blue Sea 343
Milch und Mondlicht 346
Das Geräusch des Meeres 351
Wenn das Licht am Schwächsten ist 358
Springflut 367
Festhaltend 374

VIII ATLAS UND PLEIONE
Die Tide in uns widerhallt 383

Literatur 387
Danksagung 394

I
ALKYONE

Alkyone wirft sich ins Meer und ertrinkt. Sie ist die Tochter von Aiolos, dem Gott der Winde. Gemeinsam mit ihrem Gemahl Keyx hatte sie die Götter mit ihrer Liebe verärgert, und so schickt Zeus einen großen Sturm, in dem Keyx untergeht. Nachdem sich die verzweifelte Alkyone daraufhin das Leben nimmt, bereut Zeus seine Tat und verwandelt Alkyone und Keyx in zwei Eisvögel. Seitdem beruhigt Aiolos in jedem Dezember zwei Wochen lang den Wind und das Meer, damit der Eisvogel Alkyone sein Nest auf dem stillen Wasser bauen kann. Diese Tage werden auch »alkyonische Tage« genannt.

DER POLARSTERN

Das Meer beginnt mit den Sternen. Um einen Seestern genauer zu betrachten, setze ich meinen bloßen Fuß in einen Felstümpel in der Nähe des Elgol-Strandes auf der Isle of Skye. Die zerklüfteten schwarzen Dreiecke der Black Cuillins erheben sich in der Ferne und formen zusammen mit einem Hufeisen aus Inseln ein natürliches Amphitheater. Wir machen hier Urlaub, nachdem wir die Familie meiner Mutter in Fife besucht haben; es ist der nördlichste Ort, an dem ich bisher gewesen bin. Das Meer ist mir fremd, denn ich bin ein Mädchen, das sonst in der Hügellandschaft von Hertfordshire lebt, also fern von allen Küsten. Alles ist neu.

Das Wasser ist eiskalt, meine Zehen sind weiß. Der Boden besteht aus zerbrochenen Muscheln, die in meine Fußsohlen schneiden und kleine Blutstropfen hervorquellen lassen. Meine Eltern sind in einiger Entfernung. Überall hängen Napfschnecken an den Felsen. Vögel kreisen über uns. Der Wind ist scharf, die Wolken hängen tief. Das Meer erstreckt sich in einem endlosen Dunst. Ich fühle mich vollkommen allein.

Während ich nachsehe, wohin meine Eltern verschwunden sein mögen, hat sich der Seestern in einen dunklen Winkel ver-

zogen und ist nicht mehr zu sehen. Ich erinnere mich, in dem Collins-Buch über die Küste gelesen zu haben, dass Seesterne auf verschiedene Weise Nachwuchs bekommen: Entweder paaren sie sich mit einem anderen Seestern oder einer ihrer Arme wird abgetrennt. Dem einzelnen Seesternarm wachsen dann eigene neue Arme, und er wird zu einem ganz eigenständigen Seestern. Dem ursprünglichen Seestern hingegen wächst der abgetrennte Arm wieder nach, wodurch also zwei neue und vollkommen ausgebildete Lebewesen aus etwas zuvor Verstümmeltem und Kaputtem entstehen. Ob dieser Seestern hier wohl Nachwuchs hat – weitere Versionen seiner selbst, die über den Boden eines anderen Felstümpels kriechen?

In der Nähe sehe ich ein Stück Treibholz, das dunkel und von Meerwasser durchtränkt unter der Oberfläche schimmert – fast so, als würde es leben, wie ein kleines, gestrandetes Monster. Als wir aufbrechen, schleppe ich das Stück Holz mit mir bis zu unserem Häuschen zurück. (Das Wasser, das aus den Hähnen in unserem Ferienhaus kommt, ist braun von Torf. Warum können wir nicht in dem glitzernden klaren Salzwasser aus der Bucht unten baden und damit auch kochen? Ich bin ein trotziges Kind und weigere mich, beim Abwasch zu helfen.)

Auf dem Rückweg, die steile Straße zum Haus hinauf, dringt das dunkle Wasser aus dem Holzstück in mein Lieblings-T-Shirt, das ich, wenn es ginge, jeden Tag tragen würde. Es hat grünschwarze Streifen und vom vielen Tragen und Klettern einige Löcher. Außerdem sieht es aus, wie ich mir ein Piratenhemd vorstelle. Ich bin ein großgewachsenes, lautes Kind mit ziemlich viel Temperament. Ich kaue Fingernägel und bürste mir nie die Haare. Ich verschlinge Bücher, vor allem über Pferde und Küsteninternate, auch wenn ich weder die einen noch die anderen selbst kenne. Eigentlich fühle ich mich nicht wie ein Mädchen und weiß auch gar nicht, wie man sich als ein solches fühlen soll.

Meine Großmutter hat versucht, das zu ändern. Sie hat mir eine Reihe von Rüschenkleidern geschenkt und mir geraten, meine Haare jeden Abend hundertmal durchzubürsten, um sie weicher zu machen (von Natur aus sind sie lockig und immer zerzaust). Das tut aber derart weh, dass mir die Tränen in die Augen schießen, und meine Geduld wird auf eine harte Probe gestellt. Also versuche ich es zu vermeiden. Meine Haare scheinen sich sowieso nicht bändigen zu lassen, sondern erinnern nur an elektrisch aufgeladene Büschel rotbraunen Heus. Die Kleider kratzen und sind so unangenehm eng, dass ich jede Gelegenheit nutze, sie nicht zu tragen. Ich möchte meine Füße so oft wie möglich ins Meer tauchen, damit sie schön kalt und salzig werden.

Auf dem Fensterbrett im Badezimmer meiner Großmutter mit seiner avocadogrünen Einrichtung und dem Arzneimittelschrank voller Schmerzmittel und Krebsmedikamente für meinen Großvater liegen, solange ich mich erinnern kann, jede Menge Muscheln und Schneckenhäuser. Sie stammen von Großmutters Kreuzfahrten und ihren Reisen um die Welt, wobei sie einige davon an den Stränden gesammelt, die meisten jedoch in Souvenirläden gekauft hat – groß, glänzend und exotisch. Darunter gibt es ein riesiges Meeresschneckenhaus, das ich in der Badewanne schon so oft an mein Ohr gehalten habe, dass sich eine glitschige Schicht aus alter Seife über die zarte Krümmung seiner rosafarbenen Öffnung gelegt hat, dort wo die weißen Erhöhungen des hornigen Operculum zum hinteren Teil des Schneckenhauses verlaufen. Auf dem Wannenrand befindet sich eine besonders große Jakobsmuschel, in der Seife aufbewahrt wird.

An jenem Nachmittag bastle ich mit dem ausgetrockneten Stück Treibholz. Irgendwie hat es seine glitschige Faszination in der Sicherheit des Ferienhauses verloren und beginnt in der

Wärme zu splittern und zu verblassen. Mit meinem Farbkasten und einem dicken Pinsel bewaffnet, bemale ich es mit dem grellsten Signalrot, das ich habe. Ich glaube, so versuche ich, seine feuchte Wildheit wiederherzustellen, den faszinierenden Schrecken, den ich empfunden habe, als ich das Holz zum ersten Mal in dem Felstümpel sah – schimmernd, groß und von Salzwasser vollgesogen. Doch keine Farbe vermag es wieder so strahlend und wild werden zu lassen, wie es am Anfang war, als es wie Mondlicht zwischen den Seesternen schimmerte – so strahlend und wild, wie ich mich mit meinen Füßen im Meer fühle.

Noch viele Jahre nach diesen Ferien sammle ich, wenn ich an Strände komme, schimmernde Muschelschalen und Meerglas, um sie mit nach Hause zu nehmen. Ich beobachte, wie der Zauber nachlässt, wenn das Wasser trocknet, und wie sich ihre strahlenden Oberflächen auflösen, während ich mich frage, wie ich es schaffen könnte, ein echtes Stück Meer bei mir zu behalten, ein Stück, dessen Magie lebendig bleibt.

Immer wenn ich im Spätherbst am Meer bin, die Nächte kalt sind und die Sterne weit oben in der Dunkelheit leuchten, trete ich ans Ufer der See, wo die Dunkelheit so tief reicht und die Wellen so laut sind, dass ich mir vorstellen kann, am Bug eines Schiffes zu stehen. Bin ich weit genug von einer Siedlung entfernt, ist der Himmel von Sternen übersät – es sind so viele, dass sie die Schwärze der Nacht zu überstrahlen scheinen. Galaxien, Planeten und Nebelflecke zeigen sich am ganzen Firmament.

Die Menschen bezeichneten die Sterne des Nachthimmels schon immer gern mit poetischen Namen. So nennen wir die Schultersterne des Orion Beteigeuze und Bellatrix – »Hand der Riesin« und »Kriegerin«. Dann gibt es Capella, die kleine Ziege. Den Südlichen Fisch. Carina, Kiel des Schiffes. Oder Eridanus – Ende des Flusses.

Seeleute nutzen seit der Erfindung der Schiffe die Sterne am Himmel, um sich auf der Fahrt über die Meere zu orientieren. Am deutlichsten merkt man, wo man sich in der Welt gerade befindet und wie man dorthin gelangt, wo man hinmöchte, wenn man seine Umgebung mit allen Sinnen erkundet – den Wind, die Jahreszeiten und die Sterne.

Für die Segelschiffe sind die Plejaden die Sterne. Das Wort Plejaden – der meistverwendete Name der Konstellation der Sieben Schwestern – stammt vom Griechischen »plein« ab, was »segeln« bedeutet. Hat man das Sternbild am Himmel entdeckt, führt es einen geradewegs zum Polarstern und damit in Richtung Norden. Die spiralförmige Sternenanordnung zeigt sich im Herbst in der nördlichen Hemisphäre und hat für die Griechen der Antike den Beginn der Segelsaison im Mittelmeer signalisiert. Es ist die Sternenansammlung, die sich am leichtesten mit dem bloßen Auge erkennen lässt.

Seereisen, die sich an den Sternen orientieren, inspirierten schon immer zu zahlreichen Geschichten, Liedern, Gedichten, Gemälden, Mythen, religiösen Ideen und wissenschaftlichen Erkenntnissen. Sie haben aber auch zu Zerstörung und in den Ruin geführt. Spricht man die einzelnen Namen der Plejadensterne aus, klingt es wie ein Zauberspruch: Alkyone, Elektra, Maia, Merope, Taygete, Kelaino, Asterope. Und dann gibt es da noch die Eltern der Schwestern – die beiden Extrasterne, die diese sichtbare Formation aus neun Sternen vervollständigen: Atlas und Pleione.

Die Namen der Plejaden stammen aus einer Zeit vor den griechischen Sagen über die Schwestern und ihre Beziehungen, ihre Kinder und übernatürlichen Abenteuer. Die Geschichten der Griechen sind nämlich ursprünglich von jenen inspiriert worden, die die Sternkonstellation am Nachthimmel gesehen und die Namen von den Seeleuten gehört haben, die über die

Meere fuhren, während der Mond schon damals die Gezeiten auf der Erde bestimmte.

Ich bin keine Spezialistin für die Geschichte der Seefahrt, und dieses Buch behandelt auch nicht die Historie der Großsegler. Es erzählt vielmehr eine Geschichte von Frauen, von Wasser und Liebe, mit einer Geburt und einem Todesfall, Liedern und Märchen, in denen der Wind immer wieder über die Wellen bläst.

HINAUS, HINAUS

Man riecht es, bevor man es sehen kann. In Schottland erkennt man meist am Geruch, dass man sich in der Nähe des Meeres befindet. Am ersten Januar des Jahres laufen wir am Strand von Portobello entlang – Sean, die Hündin und ich. Es ist so kalt, dass Eis die Wellen säumt, wenn sie am Ufer auslaufen, und in der Luft liegt eine klirrende Kälte. Die Promenade ist voller Menschen. Die meisten sind für einen Tag aus Edinburgh gekommen und atmen die Frische eines noch ganz jungen neuen Jahres ein. Die Hündin rennt immer wieder ins Wasser, wobei sie sich nicht weit genug hinauswagt, um schwimmen zu können. Stattdessen springt sie niesend im Seichten herum, wo die Wellen nach ihren Pfoten schnappen – sie jagt Bälle, die sie wieder verliert, sobald sie von der Gischt erfasst werden und außer Riechweite geraten. Es ist früher Nachmittag, die Sonne geht bereits unter. Das Licht verwandelt sich in ein gespenstisches Orange, am Himmel sieht man eine dunkelviolette Formation aus Schneewolken.

Wir wandern durch den Sand und beobachten, wie die abgehärteten Kinder in der Eiseskälte Sandburgen bauen, während sich noch immer leicht angeheiterte Studenten bis auf die

Unterwäsche ausziehen, um ein frostiges Neujahrsbad zu wagen. Die Hündin schießt davon und kommt zufrieden zurückgerannt. Ihre Zunge hängt seitlich aus dem Maul, Brustkorb und Pfoten sind von Sand überzogen. Gedankenverloren suche ich nach etwas, was ich vom Strand mitnehmen könnte. Stränge von Blasentang wirken wie abgetrennte Finger voller Pusteln. Andere sehen wie Haarsträhnen aus, wenn man einmal von den Seepocken absieht, die sie miteinander verbinden. Und dann die Muscheln: die nachtblauen Sicheln aus Miesmuscheln mit einem Farbverlauf, der fast ins Weiße geht; oder die vollkommen runden Herzmuscheln mit ihrem eng gefalteten Wellenmuster – wie kleine, delikate Pasteten. Einmal waren hier nach einem Sturm Tausende von Seesternen an Land gespült worden und verendeten kläglich in der frischen Luft. Die Mündung des Flusses Forth öffnet an dieser Stelle seine Lippen. Das Meer liegt irgendwo weiter draußen, außer Sichtweite.

Alles, was ich lese – Lieblingsgeschichten aus meiner Kindheit oder neu entdeckte Bücher –, handelt vom Wasser. Wie einen Talisman trage ich eine Ausgabe der *Odyssee* in meiner Tasche, die ich oft morgens neben einem beschlagenen Fenster im Bus an irgendeiner Stelle aufschlage, und sogleich werde ich wieder tief in die meeresartigen Strömungen von Geschichten und Abhandlungen gezogen. Ich stürze mich darauf, als sei ich eine Welle, die unablässig gegen einen Schiffsbug schlägt. Ich entdecke Stevensons *Entführt* mit seiner unglückseligen Seereise, die sich in ein Landabenteuer verwandelt, sowie gewaltige Anthologien mit Seemannsliedern, gesammelt von dem geheimnisvollen alten Seemann und Geschichtenerzähler Stan Hugill. Ich lese Boswells *Tagebuch einer Reise nach den Hebriden mit Samuel Johnson.* In Boswells Biografie stolpere ich über ein Zitat von Johnson, das ich mir gleich merke: »Jeder Mann hält wenig von sich, wenn er kein Soldat geworden oder nie in See gestochen ist.«

Ich bin noch nie in See gestochen. Inzwischen bin ich Mitte zwanzig, also in einem Alter, das man damit verbringen sollte herauszufinden, wer man ist, zum Beispiel indem man reist und sich in Abenteuer stürzt. Ein Freund ist nach Australien gezogen, eine Freundin nach Kanada. Auf Facebook kann ich sehen, dass meine früheren Kommilitonen inzwischen Marathon laufen oder ihren Traumjob ergattern. Ich tue nichts dergleichen. Ich habe keine klaren, ausgeprägten Träume, auf die ich hinarbeiten kann. Während nächtlicher Panikattacken suche ich im Internet nach möglichen Berufen, die allerdings ganz andere Fähigkeiten erfordern würden, als ich sie habe. Könnten mich Jura, Medizin oder das Unterrichten dorthin bringen, wo es sich zu sein lohnt? Zuerst finde ich die Vorstellung, jemand Neues zu werden, spannend und aufregend. Doch dann mache ich jedes Mal einen Rückzieher. Stattdessen fahre ich fort zu lesen, zu schreiben und zu arbeiten, wobei sich nichts von diesen Tätigkeiten auch nur im Geringsten so anfühlt, als würde ich mich auf eine weiterführende Reise begeben.

Mir kommt es so vor, als würde ich am liebsten für immer in dem Zustand einer erweiterten Kindheit ausharren – das Leben so lange nur spielen, bis mich das Erwachsenenalter formt, ohne dass ich es merke. Zu welchem Zeitpunkt endet die Kindheit, oder könnte sie auch für immer weitergehen?

In der *Odyssee* schickt Athene Odysseus' Sohn Telemachus auf eine Seereise zu Menelaus, damit er herausfindet, was mit seinem Vater geschehen ist. Diese Reise bezeichnet sie später als ein Geschenk. Es wird ein Abenteuer werden, das ihn formt und ins Erwachsenendasein führt. Odysseus verbringt zwanzig Jahre fern der Heimat, zuerst im Krieg und dann auf dem Meer. In *Entführt* sind es David Balfours Seereise und die anschließende Wanderung durch die Highlands, die ihn von einem Jungen in einen Mann verwandeln.

Hat Johnson recht? Ist eine Seefahrt tatsächlich die ultimative Herausforderung, die große, gefährliche Probe, die Prüfung zur Mündigkeit, der sich jeder stellen muss, wenn er es nicht eines Tages bereuen will? In See zu stechen, das ist, wie in den Krieg zu ziehen: etwas zeitlich Begrenztes, etwas physisch Überwältigendes und ein Test, der einen für immer verändert, sofern man ihn überlebt.

Es ist eine Erfahrung, von der man vorher weiß, dass sie schrecklich sein kann, und doch ist man schockiert, wenn sie es dann tatsächlich ist. Danach schaut man anderen Menschen, die dasselbe durchgemacht haben, in die Augen, und auch wenn sie völlig Fremde sein mögen, besitzen sie etwas, das man mit ihnen teilt. Man blickt ihnen in die Augen und erkennt sie. Sie wiederum wissen, dass man etwas erkennt, was man nie erklären könnte. Den Schmerz und die Hilflosigkeit. Dass man sich etwas Größerem überlässt. Gefahr. Die Schönheit und Poesie des Erlebten.

In See stechen, das klingt so aufregend und so essenziell. Sollte die Kunst vielleicht auch in See stechen? Wenn man nicht in den Krieg zieht oder in See sticht, was für eine Art Mann ist man dann eigentlich? So scheinen die Dichter früherer Zeiten zu fragen.

Oder was für eine Art Frau? Wie ist das mit Penelope, die mit einem Neugeborenen in Ithaka zurückgelassen wurde und zwanzig Jahre lang wütende Männer abwehren musste, die sie heiraten und die Schätze ihres verloren gegangenen Mannes an sich bringen wollten? Penelope ist an das Land gebunden, sie webt und weint und fragt sich, welche Abenteuer oder Gefahren ihr Mann wohl zur gleichen Zeit auf dem Meer erlebt.

Während der Wintermonate brandet das Meer durch mein Bewusstsein. Ich bin nach Schottland zurückgekehrt, nach Edinburgh – um hier zu leben, in der Nähe meiner Familie, in

der Nähe des Meeres, nachdem ich in der Hitze und dem Lärm einer geschäftigen Londoner Nachrichtenredaktion und außerdem unter den Mühen gearbeitet hatte, die eine weite Pendelstrecke mit sich bringt. Ich brauche mehr Meer, habe ich den Leuten gern erklärt, und mehr Himmel. Ich suche nach etwas Neuem und zugleich nach einem Zuhause, obwohl ich bisher doch nicht die geringste Ahnung habe, was ich eigentlich wirklich will.

Von der Promenade in Portobello mit ihrem Eisengeländer, das in der fröhlichen Farbe von Pistazieneis gestrichen ist, gehe ich zum Strand hinunter, um dem Meer ins Angesicht zu blicken. Heute gleicht es einem Spiegel. Es erstreckt sich ruhig in Richtung Horizont. Weitab kann ich Robben erkennen, ferne graue Erhebungen wie Kieselsteine, die immer wieder mit dem Rücken aus dem Wasser auftauchen. Wenn man dorthin blickt, wo der Fluss zum Meer wird, beruhigt sich die eigene Wahrnehmung, und man glaubt schon fast, sich selbst in diese Weite legen zu können. Für einen Moment scheint man wirklich am Anfang von etwas Bedeutsamen zu stehen. Außerdem kann man eine Herzmuschelschale aufsammeln und in die Tasche stecken.

Inzwischen lese ich nicht nur mit einer neuen Lust über das Meer, sondern habe auch begonnen, darüber zu schreiben. In Tagebüchern notiere ich mir die Gezeiten, die Namen der Muscheln, die ich gefunden habe, und auch die Namen der Boote in den Häfen. Außerdem kehre ich in Gedanken immer wieder zu meiner Großmutter zurück. Einmal ist sie mit meinem Großvater auf einer Kreuzfahrt in der Karibik gewesen und hat mir eine Postkarte geschickt. Die Postkarten meiner Großeltern folgten immer einem bestimmten Muster: Auf der Vorderseite gab es eine Collage aus kleinen Bildern mit leuchtenden

tropischen Stränden, glasklarem Wasser und strahlend weißen Hotelanlagen – alles unglaublich glamourös –, während hinten zwei verschiedene Handschriften kurze Texte geschrieben hatten, beide waren meiner Handschrift seltsam ähnlich. Großpapa war für die obere Hälfte zuständig, während Großmama die untere mit ihrer Nachricht bekritzelte. Auf dieser besonderen Postkarte stand:

> *Denken an Dich, während wir über den herrlich blauen Ozean unter einem klaren, sonnigen Himmel fahren. Alle Liebe von Deinem Großpapa.*

> *Habe mein Auge an der Gepäckablage angestoßen und jetzt eine Prellung. Großmama.*

Ich glaube nicht, dass es lustig gemeint war. Nein, dies wird tatsächlich ihre wichtigste Neuigkeit von dieser Reise gewesen sein. Was sie wohl gesehen hätte, wenn sie mit ihrem zugeschwollenen Auge zyklopenartig auf das Meer hinausgeblickt hätte?

In diesem Winter – zwanzig Jahre nach dem Felstümpel in Elgol – haben wir noch keinen Schnee erlebt. Edinburgh hat die kalte Jahreszeit bisher in einer dumpfen, bedrückenden Starre verbracht, ohne dass irgendwelche glitzernden Schneeflocken die grimmige Kälte erhellt hätten. Als ich also einen weiteren eisigen Tag im Januar unter meiner Daunendecke in einer Art Winterschlaf verbringen will, wird mir bewusst, dass ich die Frische des Meeres brauche, um die düsteren Tage endlich aus mir zu vertreiben. Ich möchte zum Meer laufen und die Leere und Kälte meines einmonatigen Katers seit Weihnachten hinter mir lassen. Dieses Gefühl, weglaufen zu wollen, kenne ich bereits. Es

bedeutet meist, dass es etwas gibt, wovor ich fliehen will, selbst wenn ich erst einmal nicht weiß, um was es sich eigentlich handelt. Meine Gedanken fixieren sich seit einer Weile auf eine Idee, auf eine bestimmte Möglichkeit in meinem Hinterkopf, die noch nicht ganz ausgegoren, aber ständig präsent ist, obwohl ich angestrengt versuche, sie zu ignorieren. Ich fühle mich wie die Prinzessin im Märchen, die unter all ihren Matratzen diese eine Erbse spürt und darum nicht mehr schlafen kann. Etwas ist dabei, sich zu verändern.

Ich möchte das Meer sehen und Sean den Schnee. Beide sehnen wir uns nach echter, klirrender Kälte und dem Prickeln, das diese in allen Sinnen auslöst. Wir sehnen uns außerdem nach einer Weite, die weiter ist als die des Flusses Forth – nach etwas, das ohne Begrenzung um die Inseln und darüber hinaus ins Nichts führt. Spontan springen wir an einem Samstag samt Hündin ins Auto und fahren Richtung Westen, einer Google-Map-Route nach Oban folgend. Das ist ein Städtchen, das ich schon lange einmal besuchen wollte. Freunde waren dort und erzählten mir, dass es sehr hübsch sei. Vom Hafen aus, sagten sie, könne man fünfhundert Meter übers Meer nach Kerrera blicken, wo die winzige mittelalterliche Burg Gylen Castle liegt, die auf seinen Reisen durch Schottland mehrfach von Turner gezeichnet wurde.

Im Hochsommer ist es eine beliebte Touristenattraktion, aber im trostlosen Winter wird dort wahrscheinlich nicht viel los sein. Die dreistündige Fahrt führt uns durch das verschneite Trossachs entlang des Ufers von Loch Lomond, wo wir die weißen Gipfel von Ben Lomond und Ben Vorlich durch das Autofenster sehen können. Wir sind früh am Morgen losgefahren und halten an, sobald wir nördlich genug sind, um auf Schnee zu stoßen. Hier lassen wir die Hündin raus, die fröhlich durch die Schneewehen springt, die bis zu ihrem Kinn reichen. Wäh-

rend dieses besonders pittoresken Abschnitts unserer Fahrt liegt Loch Lomond gewissermaßen beständig still schlummernd an meiner Schulter.

Als wir Oban erreichen, stelle ich fest, dass es eine eher industrielle Stadt ist, und nicht das hübsche Hafenstädtchen, das ich mir vorgestellt hatte. Große Schiffe liegen im Fährhafen vor Anker, und LKWs kurven in einem geschäftigen Kreisverkehr im Zentrum herum. Die Stadt liegt an einem dunklen Strand mit schwarzen Kieselsteinen, zwischen denen Plastikflaschen und Getränkedosen verstreut sind. Die Hündin legt sich auf die Mole und streckt die Schnauze in den Wind. Die Stadt ist winterlich verbarrikadiert, wobei die wärmsten und einladendsten Orte die Geschäfte für Outdoor-Ausrüstungen zu sein scheinen. Mittags machen wir an einem Pub Halt, in dem Hunde erlaubt sind und wo es Fisch und Chips gibt. Dort suchen wir Schutz vor der Kälte. Danach schlendern wir durch die Straßen und gehen in einen der zahlreichen Outdoor-Läden. Ich kaufe mir im Januar-Sale ein Paar besonders dicke Wollsocken – als Erinnerung an diesen Ausflug. Wir verbringen noch etwas Zeit an dem schwarzen Strand und werfen einen Blick nach Kerrera hinüber, während sich vorübergehend eine schwache Sonne zeigt. Das Land, das man vom Strand aus sieht, wirkt greifbar nahe – wie all die Inseln, an denen Odysseus landet, wenn er von einer glorreichen Katastrophe in die nächste gerät.

Als es dämmert, machen wir uns ein wenig enttäuscht auf den Rückweg. Auf der Fahrt durch das Trossachs-Tal ragen die Berge wie Scherenschnitte in den Himmel. Obwohl ich weiß, dass Loch Lomond neben uns liegt und uns beständig begleitet, kann ich seine Gegenwart mehr spüren als sehen – eine glatte Oberfläche auf der linken Seite unseres Wagens. Über uns bleibt die Weite des Himmels ausgebreitet, in der Ferne sind die Berge,

das Loch ist neben und das Meer hinter uns. Es war kein eindrucksvoller Ausflug, nicht das belebende Abenteuer, auf das ich gehofft hatte, wobei mir klar war, dass das auch nicht möglich gewesen wäre, denn dafür hatte ich es viel zu sehr verklärt. Zumindest freue ich mich über die Strümpfe und das gute Mittagessen. Als wir wieder in Edinburgh eintreffen, steht der Vollmond über uns, und es schneit. Riesige Flocken legen sich auf das Autodach, als wir vor unserer Wohnung parken. Die Windschutzscheibe beginnt schon einzufrieren, noch während wir ins Haus gehen.

Erst eine Woche später mache ich den Test. Als ich das Plastikstäbchen auf dem Fensterbrett im Badezimmer umdrehe, durchzuckt mich das Wort auf dem kleinen digitalen Bildschirm wie ein elektrischer Stromschlag. Der Schauder, der mich erfasst, ist Angst. Nach all meinen Überlegungen gibt es nun eine andere Reise zu bewältigen. Ein plötzlicher Sprung ins Erwachsenendasein. Eine neue Art von Lebewesen, das es zu begreifen gibt.

Odysseus wurde auf dem Heimweg von Troja von seiner Route abgebracht. Er wollte nach Hause.

Ich dagegen wollte ein Abenteuer. Aber jetzt bekomme ich ein Kind.

TRANKOPFER

Meine Großmutter hat gern getrunken. Einmal bestellte sie während eines Mittagessens mit uns in einem Restaurant eine Flasche Wein. Diese war bald leer. »Grundgütiger«, sagte eine Frau am Nachbartisch mit erstauntem, tadelndem Blick. »Ich habe noch nie jemanden gesehen, der eine ganze Flasche Wein so schnell ausgetrunken hat.«

»Na, das können Sie gern nochmal sehen«, erwiderte meine Großmutter. Und bestellte eine weitere Flasche.

Ich bin nicht in Schottland, sondern in Hertfordshire aufgewachsen, mit einer schottischen Mutter und einem englischen Vater. All die künstlerischen Jobs, die mich nach der Uni interessierten, schienen in London zu warten. Also zog ich sofort nach dem Studium dorthin. Dennoch las ich auch in London mit Anfang zwanzig – so wie schon als Kind – hauptsächlich Bücher über das Meer und wartete das ganze Jahr über auf einen Urlaub an einem knirschenden Strand, wo ich den Tag über Muscheln sammeln, Bilder malen und meinen Pinsel im seichten Salzwasser auswaschen konnte. Das Beste an diesen Kindheitssommern am Meer war das Schwimmen (falls es nicht arktisch kalt war), wenn ich mit den Schultern unter Wasser tauchte

und die scharfen Steinchen unter meinen Füßen nicht mehr spürte. Ich ließ mich treiben und meinen Körper von den Wellen mitnehmen. Mein Kopf tunkte ins eisige Nass, ich öffnete die Augen, das Salz brannte, und in dem trüben Wasser blickte ich mich nach den silbernen Rücken der Fische um, während ich nervös gegen die Furcht ankämpfte, zu weit nach draußen getrieben zu werden.

Ich hatte immer angenommen, dass mich das Meer so faszinierte, weil ich britisch war. Zum Britischen gehören eine ganze Menge Klischees, die alle mit dem Meer zu tun haben: Fisch und Chips am Strand oder im Auto, während der Regen auf das Dach trommelt; Rule Britannia bei den BBC-Proms; jeden Abend der Seewetterbericht, Warnungen für die Seeleute und ein Schlaflied für diejenigen von uns, die sich sicher in ihren Betten und niemals auf See befinden.

Wäre ich in einem Land ohne Zugang zum Meer aufgewachsen, hätte ich diese Verbindung zum Salzwasser dann auch so gespürt, oder wäre ich stattdessen vom Leben in der Prärie oder von den Bergen angezogen gewesen? Vielleicht wäre dies dann nur eine Variante desselben sehnsüchtigen Gefühls gewesen. Die Sehnsucht nach dem Meer ist im Grunde die Sehnsucht nach Abenteuer und zugleich die Sehnsucht nach dem Zuhause. Das Meer ist zart und mächtig, es gestaltet den Planeten, es prägt das Wetter und ist der Ort, von wo aus wir uns überhaupt erst entwickelt haben. Das Meer liefert alles, was der Planet zum Leben braucht. Selbst wenn wir Hunderte von Kilometern vom Salzwasser entfernt wohnen, ist es doch in uns. Das habe ich immer gespürt. Ganz gleich, wie weit ich von einem Meer entfernt bin – ich habe immer das Gefühl, dass es mich zurückruft. Ich wusste nur lange nicht, warum – oder was ich finden würde, wenn ich diesem Ruf nachgehe. Oder ob ich überhaupt darauf hören sollte.

Ich habe immer weiter über das Meer gelesen und geschrieben, weil ich hoffte, auf diese Weise endlich zu verstehen, warum ich mich seinem Sog nicht entziehen kann. Selbst wenn ich nichts mit dem Meer zu tun hatte, warum wollte es dann immer etwas mit mir zu tun haben?

Sowohl in der *Ilias* als auch in der *Odyssee* bezeichnet Homer die Ägäis wieder und wieder als οἶνοψ πόντος, was häufig als »weinrotes Meer« übersetzt wird. »Oinops« ist eine Verbindung aus den Wörtern »oin« für Wein und »ops« für Auge oder Gesicht. Übersetzt man es genau, würde eher etwas wie »weinäugig«, »weingesichtig« oder »weinartig« zutreffen.

Es ist eine Charakterisierung, die sich immer wieder in der *Odyssee* findet – neben der ähnlich häufig verwendeten »rosenfingrigen« morgendlichen Dämmerung, wenn neue Abenteuer warten. Homers Beiwörter wirken in seinen Geschichten wie beständige Rhythmusgeber. Sie kündigen ausschlaggebende Momente an, wo die Reise Rahmen und Route wiederfindet und ehe sie sich erneut in unbekannte Gefilde begibt.

Bisher konnte man sich nicht auf eine exakte Bedeutung von οἶνοψ oder »oinops« einigen. Das Meer sieht eigentlich nie wie Wein aus. Zunächst einmal ist es nicht rot, auch wenn der Gelehrte William Gladstone die kühne Theorie entwickelte, dass die Griechen der Antike weniger weit entwickelt waren als die modernen Menschen und deshalb weniger Farben sehen konnten. Das scheint mir sowohl sehr unwahrscheinlich als auch viel zu einfach zu sein. Wissenschaftler haben versucht, eine Wetterlage zu bestimmen, bei der sich das Meer in ein Weinrot wie im antiken Griechenland verwandelt – möglicherweise bei einem besonders intensiven Sonnenuntergang, hervorgerufen durch die purpurrot blühenden Unterwasseralgen oder eine hohe Staubkonzentration in der Atmosphäre, die zu einer Änderung der Lichtqualität geführt haben könnte.

All das klingt in meinen Ohren jedoch zu wortwörtlich genommen. Neben der Frage nach der Farbe gibt es noch anderes, was Meer und Wein miteinander teilen. Das Meer ist nicht rot, aber es ist auch nicht blau. Es ist grün und braun und grau und rosa und schwarz und weiß. Das Meer ist ganz und gar nicht wie Wein, und zugleich ist es dem Wein doch sehr ähnlich. Beide zeichnet eine Qualität von Tiefe aus, eine Mischung aus Undurchsichtigkeit und Klarheit, was bedeutet, dass man einen kurzen Moment lang durch die Oberfläche blicken kann, ehe sie sich in eine unbekannte Dunkelheit verwandelt. Wein besitzt die gleiche gläserne Durchsichtigkeit und glitzernde Oberfläche, und wenn man den ersten Schluck nimmt, enthüllt sich einem weiter unten die undurchdringliche Reichhaltigkeit seiner Schattierungen und Farbspiele. Die Farbe der Flüssigkeit verändert sich mit dem Licht, wobei sich der Charakter immer wieder wandelt, ob nun die Sonne darauf scheint oder in der Nähe eine Kerze brennt.

Und dann ist da noch die Art, wie die beiden unsere Sinne in Beschlag nehmen. Die Leute in dem Lokal waren jedenfalls von dem Anblick meiner Wein trinkenden Großmutter schockiert. Wein ist herrlich und stark und hat schon so manchen in den Ruin getrieben. Er bedeutet Verführung und Romantik, Abhängigkeit und Zerstörung, außerdem zersetzt er das Gehirn und den ganzen Körper. Er ist das Meer. Die antiken Griechen haben ihn bei religiösen Ritualen verwendet, indem sie ihn als Trankopfer auf die Erde schütteten, in Zeiten der Trauer und beim Beginn von etwas Neuem. Auch das Meer ist Ritual. Und es kann einen betrunken machen.

MUND

Als ich Edinburgh mit dem frischen Blick der Erwachsenen wiedersah, verliebte ich mich noch einmal in diese Stadt. Es war der Ort gewesen, in dem meine Schwester und meine Familie bereits gelebt hatten, während ich immer nur in den Ferien hierhergekommen war. Also der Ort, von dem ich mir wehmütig Geschichten erzählen ließ. Als ich achtzehn war, beschlossen meine Eltern endlich, wieder dorthin zurückzuziehen. Als ich Edinburgh dann gedankenlos verriet, indem ich beschloss, in England zu studieren, wurde es in den Semesterferien zu meinem Refugium.

Ich verliebte mich in die Hitze Edinburghs, die in den Waden entsteht, wenn man atemlos die Anhöhen hinaufeilt und über die Brücken der Old Town läuft, weil man für ein Treffen mit Freunden zu spät dran ist. Meine Lungen lieben das Gefühl, das das Edinburgher Klima hervorruft, die beißende Frische, die niemals regungslos ist, sondern immer erfüllt von der Heftigkeit der salzigen Luft, an trüben Abenden manchmal auch vom Malzgeruch der Brauerei. Und dann die Art und Weise, wie die Stadt fast immer ganz und gar dem gespenstisch Geheimnisvollen des Nebels ausgeliefert ist, der mit seinen rauchig weißen

Schwaden an kalten Abenden so plötzlich vom Meer hochkommt und einem unerwartet die Sicht nimmt, falls man ihn nicht zuerst entdeckt, wenn er um die Ecke biegt und in raschen Saltos durch die Cowgate auf einen zurollt.

An klaren Tagen liebe ich es, wie man über das leuchtend blaue Wasser zu den grünen und violetten Hügeln von Fife hinüberblicken kann. Man sieht dann auch die Inseln: Inchcolm mit seinem Kloster aus dem zwölften Jahrhundert. Inchkeith, wo König Jakob IV. 1493 angeblich ein seltsames und völlig unethisches Sprachexperiment durchführte, indem er dort zwei Säuglinge bei einer tauben und stummen Amme zurückließ. Er wollte herausfinden, welche Sprache die beiden lernen würden, und dies würde dann seiner Meinung nach die natürliche Sprache der Menschheit sein, wie sie sie von Gott bekommen hatte. In dem Buch *The Historie and Chronicles of Scotland* aus dem sechzehnten Jahrhundert, verfasst von dem Historiker Robert Lindsay of Pitscottie, heißt es: »Einige erklärten, sie könnten Hebräisch sprechen, aber ich persönlich weiß es nicht.« Walter Scott zeigte sich (in *The History of Scotland*) auch nicht überzeugt: »Es ist wahrscheinlicher, dass sie wie ihre taube Amme brüllen oder wie die Ziegen und Schafe auf der Insel meckern und blöken.« Vielleicht ist es ja auch nie geschehen und lediglich eine Legende, die sich um einen König rankt, der als vielsprachig galt, als ein eifriger Naturwissenschaftler und ein seltsamer Kauz.

Dann kam Fidra, ein weiteres Naturgebiet mit einem automatisierten Leuchtturm, und die Isle of May, eine Bootsfahrt entfernt von Anstruther in der East Neuk (mit einem Boot namens May Princess), sowie St. Baldred's Boat, eine Felsformation vor dem Seacliff-Strand in East Lothian, wohin sich der mittelalterliche Mönch und Einsiedler Sankt Baldred zur Kontemplation zurückgezogen haben soll. Wenn man hoch genug hinaufgeht,

kann man über die Inseln hinweg zu seiner Rechten blicken, wo die drei breiten Brückenkonstruktionen zu erkennen sind, die Fife mit der Region Lothian verbinden: die Forth Rail Bridge, die alte Forth Road Bridge und die neue Queensferry Crossing – eine rot, eine silbern und eine weiß. Zwischen ihnen erstreckt sich das Wasser in Richtung der kleinen weißen Punkte der Küstenstädtchen, die in der Sonne zu zwinkern scheinen, während sie sich bis nach East Neuk erstrecken. Die drei Brücken, von denen jede in einem anderen Jahrhundert errichtet wurde, verbinden das Land mit dem Meer. Das Mündungsgebiet dort ist der einzige Ort, an dem das möglich ist, denn hier ist das Meer am schmalsten, sodass man gerade noch darüber hinwegbauen kann – der letzte Punkt, an dem es noch nicht unüberwindbar weit ist.

Der Unterschied zwischen Fluss und Meer ist nicht leicht zu erkennen – es gibt keine eindeutige Linie, die das Süßwasser vom Salzwasser trennen würde. Das Meer besteht aus einem allmählichen Werden, aus einem Sichweiten und Reifen und einem Anwachsen. In einem solchen Mündungsgebiet zeigen sich auch die menschlichen Größenmaße. Dort sammeln sich Siedlungen und werden über die Jahrhunderte zu Industriegebieten, denn ein solcher Ort ist für den Transport, den Handel und die Verbindung zur Welt von großer Bedeutung. Doch schon vor der Industrialisierung tendierte man dazu, dort sein Heim aufzuschlagen. Die Häuser stehen gern am Rand des Wassers, sind aber weiterhin mit dem Land und dem lebensspendenden Süßwasser verbunden, kurz bevor es das Salz des Meeres in sich aufnimmt.

Am Lachs kann man den Unterschied erkennen, den eine Salzwasserumgebung für die Lebewesen macht. Lachse sind zuerst kleine schlammbraune Fische, wenn sie jung und gerade

erst im Süßwasser geschlüpft sind. Wenn sie dann als ausgewachsene Tiere ihre Reise vom Fluss ins Meer antreten, sind sie verwandelt: groß, in Regenbogenfarben und bläulich schimmernd, dazu bereit, zu ihren Wurzeln flussaufwärts zurückzukehren, um dort zu laichen und den Kreislauf des Lebens fortzusetzen. Der Fluss ist ihr Ausgangspunkt, doch im Meer werden sie stark und strahlend.

In Mündungsgebieten können wir die Gezeiten ein wenig unter Kontrolle halten. An der Thames Barrier in Woolwich wird London von Überflutungen geschützt, denn das Meer ist hier durch den menschlichen Eingriff ein wenig zahmer. In Cramond, einem Dorf am Strand westlich von Edinburgh, gibt es einen Damm mit einer Straße, die zu der Gezeiteninsel Cramond Island führt. Der Beton dieser Straße ist durch die vielen Tausend Tage von Flut und Ebbe in kleine Gezeitentümpel zerbrochen. In Cramond selbst – wo der Fluss Almond in den Firth fließt – gibt es einen recht netten Pub (was heißt, dass man dort Hunde mitbringen kann, die sogar Leckerli bekommen), ein Café mit gutem *Cullen Skink*, einem schottischen Eintopf aus geräuchertem Schellfisch, Kartoffeln und Zwiebeln, und heißer Schokolade sowie einen Eiswagen, der immer an dem kleinen Hafen steht, direkt neben dem Warnschild vor den Gezeiten und Hinweisen für die Spaziergänger, ihre Touren doch so zu planen, dass sie nicht von hereinkommendem Wasser überrascht werden.

Wenn sich das Meer bei Ebbe weit genug zurückgezogen hat, kann man in einem Zeitraum von zwei Stunden vor und nach dem Tiefstpunkt des Wassers den Damm bis zu der kleinen Grasinsel mit ihren wenigen Steinruinen entlanglaufen. Auf diesem Spaziergang ist man auf der rechten Seite beständig von einer Reihe hoher, imposanter Betonmasten flankiert, die im Zweiten Weltkrieg als U-Bootsperren errichtet worden waren.